Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 21

Artikel: Arnold Ott und J.V. Widmann als Briefschreiber [Schluss]

Autor: Beetschen, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636770

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Er wollte es gerade betreten, als ein Schatten am dunkeln Eingange erschien und er erkannte seinen Vetter Hans.

Der Gemsjäger trug den Anzug vom vorigen Tage. Das Gewehr hing mittels eines Riemens von der Schulter herunter, und er stützte beide Hände auf einen eisenbeschlagenen Stock. Sein Gesicht war noch düsterer als gewöhnlich. Er stand am Engpaß, durch den Ulrich kommen mußte. Bei seinem Anblick blieb dieser mit einem Rufe des Erstaunens stehen.

„Du hier, Hans?!" rief er aus. „Gott behüte uns! Woher bist du gekommen?"

„Gibt es denn nur einen Pfad auf der Wengernalp?" frug der Jäger trocken.

„Und was machst du da?"

„Ich habe dich kommen sehen, ich wartete auf dich."

„Du hattest mir etwas zu sagen?"

„Gehst du nicht auf die Suche nach den Gemsen, die der Onkel Hiob gestern gesehen hat."

„Ei, gewiß."

„Du wirst sie nicht mehr finden. Ich habe soeben ihre Spuren untersucht, sie sind nach den Gletschern umgekehrt."

„Nun gut, ich werde ihnen in dieser Richtung folgen."

„Du bist dazu entschlossen?"

„Warum nicht?"

„Dann jagen wir zusammen," sagte Hans, der seinen Stock vom Boden hob, als ob er weitergehen wolle. Es war das erste Mal, daß Ulrich einen solchen Vorschlag von seinem Vetter gemacht wurde. Er warf ihm einen erstaunten Blick zu, den Hans verstand.

„Fürchtest du etwa meine Gesellschaft?" frug er den jungen Schnitzler barsch.

„Warum sollte ich sie fürchten?"

„Wer weiß," entgegnete Hans, „vielleicht hast du Angst, daß du mir zu hoch und zu weit folgen mußt."

„Bei meinem Leben, daran habe ich nicht gedacht," antwortete Ulrich nicht ohne Stolz. „Magst du auch ein besserer Jäger sein als ich es bin, so habe ich doch nicht meinen einstmaligen Beruf so völlig verlernt, daß ich nicht dahin gehen könnte, wohin du gehst —"

(Fortsetzung folgt.)

Arnold Ott und J. V. Widmann als Briefschreiber.

Von Alfred Beetschen. (Schluß.)

Schöne, unvergeßliche Stunden waren es, die ich nach solchen Einladungen mit dem mehr oder weniger „wild" aufgelegten Alten vom Berge verleben durfte. Wenn Ott nach aufregendem Gespräch in später Abendstunde bei einem guten Tropfen aus seinem Eidgenossendrama zu deklamieren begann, daß es nur so krachte, dann sprühte dem weißhaarigen Poeten das Jugendfeuer aus den Augen. Im Januar 1896 kam Dr. Ott zu einem Konzert des Männergesangvereins „Harmonie", wozu er vom Verein eingeladen worden war, nach Zürich. Bei dieser Gelegenheit suchte er mich in Nötzlis „Nebelspalter"-Werkstatt auf. Später kam er wiederholt auf unser schweizerisches Witzblatt und meine Mitarbeit zu sprechen, so, als er einmal in seiner lakonischen Art schrieb: „Da Ihr Euch der Griechen im „Nebelspalter" so wacker annehmt, so sei Euch alles andere verziehen." Ein ander Mal riskierte er gar folgende Postkarte: „Kerl, Ihr seid ein doppelter Hundsdonner und verdammt reicher Verslump, Ihr solltet besteuert werden und Nötzli soll Euch sofort aufbessern. Die Gedichte auf Hauslick und Meyer (C. F.) sind prachtvoll." Daran knüpfte sich der Wunsch, es möge dem Verfasser dafür so gut gehen, als es in dieser vom Teufel bewirtschafteten Welt möglich sei. Ott brauchte freilich einen bedeutend drastischeren Ausdruck als „bewirtschafteten„; im Original läßt er sich hier nicht gut wiedergeben.

Derartige hagebuchene Kraftworte mögen dem sensibeln Antipoden Widmann mit der Zeit auf die Nerven gegangen sein. In jenen Jahren war's (1894), als mir Dr. Widmann gelegentlich in Beantwortung einer literarischen Angelegenheit die Bemerkung einfließen ließ: „Mich wundert nur, daß Ott nach mir fragte, da wir unsere Beziehungen aufgegeben haben. Verstehen sie aber recht: ich habe nichts gegen Ott, als daß mir seine krankhafte Nervosität den persönlichen Umgang mit ihm auf die Dauer unmöglich machte. Es machte mich zuletzt ordentlich krank, mit ihm zu verkehren. Die Achtung aber vor seinem großen dramatischen Talent wird hiedurch nicht beeinflußt."

Bedeutend wärmere Töne, die man heute, nun beide Männer dahingeschieden sind, nicht ohne Ergriffenheit lesen wird, findet Widmann am Schluß eines Mitte Oktober 1894 an mich gerichteten Schreibens: „Mit Dr. Ott scheint es immer die alte Geschichte zu sein, was mir für ihn sehr leid tut. Er schreibt nicht bloß Tragödien, er ist selbst eine tragische Person. Möge der Erfolg seiner Tellkantate ihm zum Sonnenstrahl werden! Aber freilich müßten täglich solche Strahlen ihm auf seinen armen Pelz scheinen, damit er das Leben leichter nehmen könnte." — Leider scheint die Entfremdung zwischen den zwei in Meiningen aufgeführten Schweizerautoren mit den Jahren Fortschritte gemacht zu haben. Wenigstens scheint das aus nachfolgenden Mitteilungen Widmanns hervorzugehn, die er mir im März 1897 machte: „Dr. Ott hielt am Samstag in St. Gallen einen Vortrag in der dortigen Museumsgesellschaft, d. h. er laß den ersten Akt seines Burgunderstücks dort vor. Mir hat er seit Erscheinen der „Maikäferkomödie", die ich ihm zuschickte und die er mir niemals verdankte, keine Zeile geschrieben, sodaß ich annehme, er sei aus irgend einem mir unbekannten Grunde wieder einmal verzürnt, ein Zustand, der mir ihm gegenüber doch wesentlich lieber ist, als seine beschwerlichen Freundschaftsversicherungen. Wie sehr ich auch vieles an seinem geistigen Menschen hochschätze, — der persönliche Verkehr mit ihm geht mir auf die Nerven; man muß schon einige Anlage zum Irrenwärter haben, um Ott aushalten zu können. So tut es mir zwar leid, wenn er irgendwie zornige und bittere Gefühle mir gegenüber hegt, aber ich befinde mich in diesem Zustand gegenseitigen Nichtverkehrs immer am angenehmsten und hoffe ihn als dauernden festhalten zu können."

Das war eine unverblümte Absage, ein Abbruch aller Beziehungen, die auch mir, dem überraschten Empfänger dieser Nachricht, aufrichtig leid tun mußte und mich im stillen die Frage aufwerfen ließ, welcher von den beiden denn nun eigentlich der nervösere Herr sei: Dr. Ott oder Dr. Widmann?

Als mein seit früher Jugendzeit blind gewesener Vater, eine in Bern stadtbekannte Persönlichkeit, gestorben war, hatte ihm Widmann im „Bund" einen warmen Nachruf geschrieben, den ich heute noch aufbewahre. Als ich ihm für seine Aufmerksamkeit meinen Dank schickte, schrieb er mir (1893) zurück:

Werter Herr Kollege!

Die Ihrem sel. Vater gewidmeten Erinnerungsworte waren mir selbst Herzenssache. Ihr Vater war eigentlich mein ältester Berner Bekannter, vom Liestaler Pfarrhause her; auf dem Weg nach Waldenburg gab ich ihm damals eine Stunde weit das Geleit. Es freut mich aber, daß Ihnen der kleine Nekrolog lieb ist." —

Wie geistvoll, anregend und eine ganze Themenreihe beleuchtend, J. V. Widmann am Schreibtisch zu plaudern verstand, geht aus nachstehendem Brief hervor, der insofern besonderes Interesse beanspruchen darf, als er den Meister des Feuilletons und feinsinnigen Poeten auch von der politischen Seite zeigt. Um diesem Schreiben, das man eine geschriebene Mosaikarbeit nennen könnte, nach keiner Seite hin Abbruch zu tun, mag es unverkürzt und unversehrt hier Platz finden und diese Erinnerungen beschließen. Der Brief ist datiert den 19. April 1896 und lautet wörtlich:

Werter Herr Beetschen!

Möge das vortreffliche Gedicht im „Nebelspalter" auf Z'graggen, Brüstlein & Cie. von Ihnen oder von wem immer sein,[1]) jedenfalls möchte ich Ihnen sagen, daß ich es für das Muster eines politischen Witzblatt-Gedichtes halte. Vor allem beruht es — was immer die Hauptsache — auf einem fest ins Auge gefaßten Gedanken und auf dem entschlossenen Willen, diesen Gedanken klar und bestimmt auszusprechen. Manchmal flimmern die Gedichte im „Nebelspalter" zu unruhig und beirren einfache Leser, die nicht recht begreifen, was die eigentliche Meinung der Redaktion. Ich hörte das im Willehandel dem „Nebelspalter" öfter vorwerfen, er wage nicht recht, seine eigene Meinung auszusprechen.

Dagegen ist nun dieses Gedicht, obschon es nicht eigentlich für Moor contra Z'graggen Partei nimmt, doch ein in der Meinungsäußerung resolutes, indem es auf deutlich erkennbare Weise die schmäliche Inkonsequenz derer tadelt, die unter dem Druck der öffentlichen Meinung ihren bisherigen Kampfhahn im Stiche lassen. Ich schreibe Ihnen das alles, weil ich Ihnen an diesem gesunden Gedichte zeigen möchte, wie fest und sicher und bestimmt und überhaupt die Linienführung in einem Witzblatt sein müßte. Für den Willehandel wüßte ich Ihrem Zeichner eine sehr hübsche Idee: Die Pappenheimer, wie sie für ihren Führer Piccolomini demonstrieren. (Sie wissen, die berühmte Meininger-Szene.) Die Unterschrift könnte den Gedanken ausdrücken, wie seltsam es doch sei, daß wir das, was wir in der Poesie schön finden, manchmal in der Wirklichkeit so gar nicht begreifen wollen und sogar verurteilen. Sie sehen aus diesen letzten Zeilen, daß ich entschieden für Wille contra Bundesrat bin; die Bundesratsmehrheit hat sich mir mit ihrer Gesetzverdrehung verächtlich gemacht. Ebenso halte ich unsere politischen[1]) Obersten für eine Landeskalamität. Endlich bin ich entrüstet über die Art, wie man das Schreiben der Offiziere an den Bundesrat in der Presse aufnahm. Dieses Schreiben, das nun im „Bund" in Willes Erklärung nach dem Wortlaute vorliegt, ist gar so artig gehalten, enthält so absolut nichts von Respektabsage und Insubordination, daß man sich doch allmählig fragen muß, ob sich unsere Bundesräte eigentlich für Majestäten und Herrgötter halten, daß sie selbst eine so maßvolle Vorstellung nicht mehr ertragen. Uebrigens ist es unrichtig, wenn im „Bund" und andern Blättern behauptet wurde, das Volk stehe hinter dem Bundesrat;[2]) ich habe viele Beweise des Gegenteils. Zeigen Sie diesen Brief auch Herrn Nötzli, den ich freundlich zu grüßen bitte.

Mit bestem Gruß

Ihr J. V. Widmann.

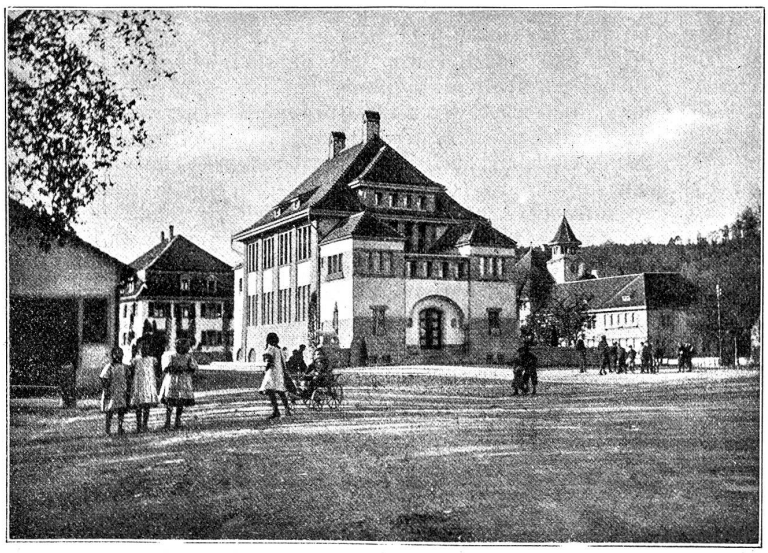
[1]) An das mir nicht vorliegende Poem vermag ich mich nach so langer Zeit nicht zu erinnern. Doch tut der Name des Autors in diesem Fall ja auch nichts zur Sache.

[1]) Vom Briefschreiber unterstrichen.

[2]) „In diesem Fall", wäre natürlich zu ergänzen. A. B.

Das Vindonissa-Museum in Brugg.

Dieser Tage ist in Brugg das Museum der Gesellschaft „Pro Vindonissa" eingeweiht und für das Publikum eröffnet worden. Darüber freuen sich nicht nur alle zünftigen Altertumsforscher, sondern auch alle die, die vor der alten Kultur, der alten Kunst und der Geschichte unseres Landes Achtung haben und ihr Verehrung zollen. Dieses Museum hat die erwähnte Gesellschaft zu dem Zwecke erbaut, die altrömischen Kunstgegenstände und archäologischen Funde aus dem ehemaligen römischen Lager Vindonissa in einem Hause zu sammeln, unterzubringen und zu ordnen. Es selbst steht in der Nähe des bekannten „Roten Hauses" in Brugg und ist, wie unser Bild zeigt, durchaus einfach aber stilvoll gebaut und könnte mit seinem Eingang leicht an einen römischen Torturm gemahnen. An den zwei Hauptseiten des Baues sind die Porträts der Kaiser Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Vespasian, Domitian und Nerva in Münzenform und in kräftiger Linienführung dargestellt, die wiederum leicht leserliche Inschriften erklären und erläutern. An einem Hause, das Ueberreste altrömischer Kulturwerke beherbergen und behüten soll, darf auch äußerlich das Wahrzeichen Roms nicht fehlen. Links neben dem Eingang steht deshalb in Stein gehauen, die sagenumwobene Wölfin, die beiden Zwillinge der Rea Silvia und des Kriegsgottes Mars, Romulus und Remus stillend. Das Steinbildwerk wurde nach einem Modell der Berliner Künstler Heinrichsen und Isenbeck, von den Bildhauern Gebrüder Schwyzer in Zürich erstellt. Der Erbauer des Hauses ist Hr. Architekt A. Fröhlich von Brugg, in Charlottenburg.



Das Vindonissa-Museum in Brugg.

Das zweite Bild zeigt die Ruinen des alten